Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Aus meinen Bubenjahren
Autor: Wechsler, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572185

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ex oriente lux. Abb. 16. Stadtteil von Saloniki mit Zitadelle; Platz, wo nach der Legende der Apostel Paulus predigte.

tigste Stadt der Türkei war, so datiert ihre Kultur doch erst von ihrer Befreiung in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts und ist in ihren Fortschritten nur um so mehr zu bewundern oder wenigstens zu achten. Angesichts der unbestreitbaren Kulturfortschritte dieser durch äußere und innere Feinde — zu denen auch die auf die Volksverdummung abzielende orthodoxe geistlose Geistlichkeit gehört — bedrängten und bedrückten Völker wäre etwas mehr wohlwollendes Verständnis bei den beati possidentes im Abendlande angezeigt.

Gewiß ist der übertriebene Nationalstolz der kleinen Völkerschaften lächerlich, ihre Eifersucht und der Haß, womit sie sich verfolgen, weil jede sich berufen fühlt, die Hegemonie im Balkangebiet zu übernehmen, verderblich; aber man vergesse nicht, daß junger Wein eben gärt und daß es erst vor einem halben Jahrhundert noch auch im Abendland gärte und dort Völker um die Unabhängigkeit und das Selbstbestimmungsrecht rangen, die heute oft nicht Worte genug finden, um über die turbulenten Balkanstaaten zu schimpfen.

Es wäre den streitenden Parteien zu gönnen, wenn es ihnen recht bald gelänge, unter sich den Frieden im Hause zu machen und zwar ohne Mithülfe irgend einer europäischen Konferenz. Was ihnen von der Seite zuteil wird, ist ihnen zwar bekannt und auch, daß sie in jedem Falle die Zeche der „uneigennützigen" Friedenstifter zu bezahlen haben. Daß die Russen den christlichen Balkanstaaten in ihrem Kampfe um die Befreiung aus der Macht des Sultans nicht aus Nächstenliebe, sondern aus eigenem Interesse geholfen haben, wissen jene ganz genau, und daß man in Petersburg unabhängige Völker und Fürsten am Unterlauf der Donau nicht gerne sieht, haben sie bereits selbst erfahren; darum begreifen wir sie vollkommen, wenn sie die europäischen Diplomaten, et dona ferentes, lieber nicht in ihre Angelegenheiten sich mischen sehen. Was Nietzsche im allgemeinen sagt, daß nämlich der Krieg und die Macht Größeres geleistet haben als die Nächstenliebe, das gilt von den Wirren im Balkan im besondern. Es ist nur zu wünschen, daß das „Größere" nun recht bald auch zum Bessern führe.

Eines Tages — erzählt eine orientalische Sage — lud Gott alle Völker ein, vor ihm zu erscheinen und ihn um eine Gunst zu bitten, und sie kamen vor seinen Thron. Die Engländer baten um Glück im Handel. „Bewilligt!" rief der Allerhöchste. Die Franzosen wünschten, daß ihre Frauen die reizendsten aller Frauen sein möchten. „Bewilligt!" lautete auch diesmal die Antwort. Die Deutschen wollten die Stärksten sein und die Russen die Größten. Auch ihr Wunsch wurde erfüllt. Die Orientalen baten um eine gute Regierung. „Ach," rief der Allmächtige aus, „das geht über meine Kraft!"

Stellen wir dieser pessimistischen Resignation die hoffnungsvollen Worte Lamartines gegenüber, der den Orient «comme poète et philosophe» bereist hat und in seiner Orientreise die Meinung ausspricht, daß Europa einst einen neuen Staat sich erheben und ein neues Volk jene schönen und geräumigen Strecken zwischen der Donau, dem adriatischen Meer und dem Balkan einnehmen sehen wird. Und jeder Unparteiische, der Land und Leute sah und zu verstehen suchte, der wird nicht überlegen lächeln, wenn der Dichterphilosoph voll Begeisterung seiner Prophezeiung die Worte beifügt: „Ich möchte gerne mit diesem werdenden Volke für eine fruchtbare Freiheit kämpfen!"

Dr. Carl Camenisch, Basel.

Aus meinen Bubenjahren.

Nachdruck verboten.

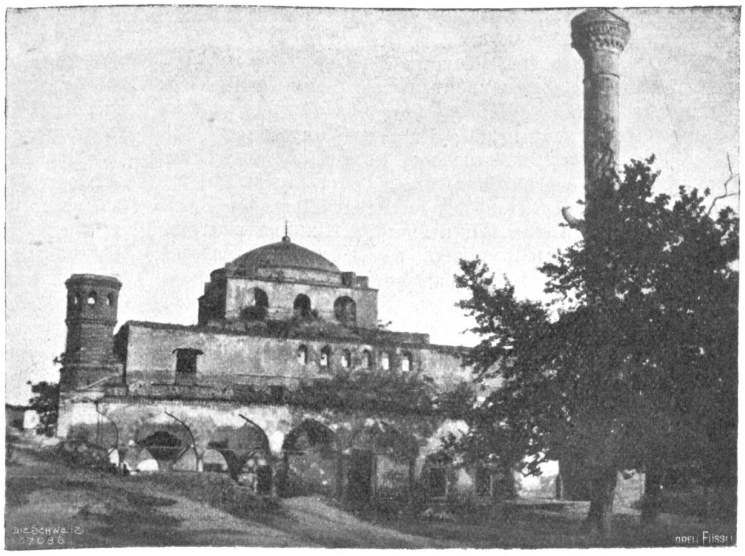
Humoreske von Emil Wechsler, Schaffhausen.

Das war zu einer Zeit, da man in Altdorf, Wiedikon und wie die Orte alle heißen mögen, die seither den großen Dichter durch die Aufführung seines Meisterwerkes ehrten, von einer Tellaufführung noch nichts ahnte. Wir Knaben in meinem Heimatdorf durften uns wohl rühmen von den ersten gewesen zu sein, die Schiller mit der Aufführung seines „Tell" gewürdigt, und zudem konnten wir mit Recht behaupten, am natürlichsten dem System der Freilichtbühne nachgekommen zu sein.

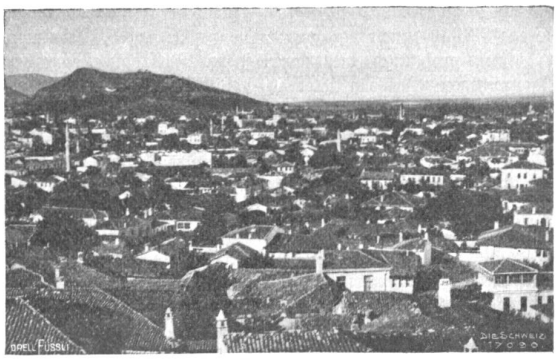
Es galt als Tradition, daß die Buben in unserm Dorfe, wenn sie in jenes Alter kamen, da man eine blaue Kappe trägt und weiß, daß „Wilhelm Tell" ein Schauspiel Friedrich Schillers ist, dieses an der Fastnacht aufführten, das heißt wenigstens eine Szene daraus. Das eine Mal ging „Baumgartens Rettung" und „Die Erbauung der Zwinguri" über das Pflaster, das andere Mal „Tells Apfelschuß".

Wie ich in die Sekundarschule trat, rückte die vorhergehende Klasse eben mit den zwei erstgenannten Szenen auf. Ich sah der Aufführung als Kritiker zu und hatte mir als solcher natürlich auch ein Freibillet erworben.

Es war den jungen Leuten gewiß nicht zu verargen, wenn sie für ihre Arbeit und Mühe auch ein bescheidenes Entgelt herauszubringen suchten. Darum reiste Baumgarten, nachdem ihn Tell aus Vogtsgewalt befreit hatte, mit der Sammelbüchse herum. Ich hielt mich aber so nahe und so weit vom Spielplan,



Ex oriente lux. Abb. 17. Aja Sofia, Hauptmoschee von Saloniki.



Ex oriente lux. Abb. 18. Philippopel.

daß ich wohl alles sehen und hören konnte, gleichzeitig aber nichts bezahlen mußte.

Das Spiel begann nicht, wie im Urtext, mit dem Fischer- und Hirtenlied. Das erstere mußte wegbleiben, weil Ruedi in eben den Jahren war, da die Stimme unfreiwillig die tollsten Sprünge macht vom leichten Knabenton bis hinunter zu des Basses Grundgewalt; dem Hirten aber fehlte auch jede Spur von musikalischer Begabung.

Leider fehlte auch das Vieh, obgleich im Dorf an Kühen, besonders aber an Ochsen kein Mangel war. So kam es denn, daß Werni, wenn er mit Pathos die Stelle herausstrich: „Ist bald gesagt, das Vieh hat auch Verstand . . .“ mit der Rechten stets auf sein Gegenüber, auf Ruedi, den Fischer wies.

Wenn Tell mit Baumgarten sich auf die Flucht machte, verschwanden die beiden statt auf dem Schiff hinter einem nahen Misthaufen, und nach einem kurzen Verwandlungsakt erschien Baumgarten mit der Sammelbüchse.

Das dünkte mich doch ein wenig prosaisch.

Der ersten Szene ward unmittelbar die dritte angeschlossen. Da fehlte wohl etwelche Ausstattung nicht. Einer unserer Klassengenossen führte der Truppe stets eine Mistbenne mit einigen Ziegelsteinen und Maurerkellen nach. Dafür durfte er sich das Spiel den ganzen Nachmittag gratis ansehen. Aber die Zwinguri erhielt so kläglich-armselige Fundamente, daß man wähnte, die Gesellen spielten mit Ankers Steinbaukasten, und man nahm sie bitter ernst, wenn sie sagten:

„Mit diesem Häuslein wollt ihr Uri zwingen?“

oder:

„Laß sehn, wieviel man solcher Maulwurfshaufen muß über'nander setzen . . .“

Meine Kritik ließ an den Schulkameraden nicht manchen guten Faden. Ich suchte auch meine Klassengenossen von meiner Ansicht zu überzeugen, und in unserm Wagenschopf wurden bereits Verhandlungen gepflogen über eine nächstjährige Aufführung. Die Mißachtung, die wir andern Tags unsern Mitschülern nicht verhehlten, trug uns jedoch nichts Gutes ein. Der Reingewinn von 63 Franken 8 Rappen, den sie bei der Tellaufführung erzielten und der bereits am Abend des Spieltages in Form von einer heißen Wurst, Wein und einer bescheidenen Gage verteilt worden war, bewies ihnen das Gegenteil unserer Aussage, und abends, nach der Schule, walkten uns die „Schauspieler“ so gründlich durch, daß wir das Debüt unserer Kritik als blaue Noten unter dem Hosenboden heimtrugen. Als die Geschichte anfing schief zu gehen, hatten meine Klassengenossen in ehrbarer Aufrichtigkeit nicht gezögert, mich als Hauptkritikaster und Rädelsführer auszuspielen, was mir dann auch entsprechend mehr eintrug, sodaß die Gefühle, die den Eindruck jener Tellaufführung umgaben, stark genug waren, um ihn erinnerungskräftig, ja auch unvergeßlich zu gestalten.

Gut, daß dieses Nachspiel mit mehrern Aufzügen sich noch in der Fastnachtszeit abrollte. Der Herr Pfarrer, der Schulmeister und andere um die Jugend besorgte Personen, die mit nicht geringer Entrüstung davon vernahmen, schoben dieses Intermezzo schließlich zu den andern Narreteien dieser Zeit, und unserer Klasse lag nichts im Wege, auch den „Tell“ zu mimen.

Da ich voriges Jahr in jenem bedenklichen Schlußakt die Hauptrolle gespielt hatte, wurde sie mir auch für unsere Aufführung neidlos zuerkannt samt der Regie. Wir machten uns ans Werk, sobald der erste Schnee fiel; denn längst schon stand die Kritik boshaft am Wege. Bald waren wir einig, mit „Tells Apfelschuß“ einen Meisterschuß zu tun, und sogleich ging's an die Vorarbeiten.

Das sollte einmal etwas werden, wovon man reden würde, selbst in den Nachbardörfern. Auch auf die Ausstattung, die letztes Jahr so stiefmütterlich bedacht worden war, wollten wir ein Hauptgewicht legen. Ich wußte, daß da und dort noch ein Veteran seine Groß- oder Urgroßvatertage fristete. Den Alten rückte ich, in der Hand das Käpplein, auf der Zunge Kinderbitten, auf die Ofenbank, und ich machte einen hübschen Beutezug. Bald sah der wurmstichige eichene Kleiderschrank oben auf dem Dachboden einem Kriegsmuseum gleich: da war ein Tschako aus der Sonderbundszeit mit kübelähnlichem Kopf, gelber Halskette und dickem Pompon, wie gemacht für den Popanz; ein Raupenhelm aus den siebziger Jahren mit dem eidgenössischen Kreuz; der sollte dem Geßler trefflich stehen; ein Waffenrock, zu diesem Helm gehörend, mit Schwalbenschwanz und Epauletten, d. h. es war nur noch eine daran, aber die glänzte wie ein Spiegel; ein Nachtwächterspieß aus der Nachbargemeinde, den man, weil dort das „Umwachen“ noch Sitte war, schon entbehren konnte; drei Säbel verschiedenen Alters, zwei mit, einer ohne Scheide. Zu diesen Ausstattungsstücken fügte meine Phantasie neue. Aus alten Stroh- und Filzhüten, die weiß der Himmel wie viele Jahre schon auf der Krempe hatten und die sich jeden Sommer als Vogelscheuchen noch zweckdienlich verwenden ließen, formte ich Ein-, Zwei-, Drei-, ja sogar Vierspitze und garnierte sie, so gut es eben ging, mit Kreuzchen aus roter Wolle. Mochte die Krempe sich altershalber auch nicht mehr in eine neue Form schicken, so rettete ich noch die Kupfe zu einem Hirtenkäppchen. Freilich hätte ich die Zeit nutzbringender beim Lernen oder im Stall verbringen sollen, und als man einst unversehens den Kasten mit meinen Ausstattungsobjekten öffnete, da wäre es ihnen und mir bald übel ergangen. Schon hatten einige Hüte, die ich für die Eidgenossen ausersehen, unter zürnender Hand wieder ihre alte Form angenommen, und nur meinem wehmütigen Blick, meinem Bitten und Geloben hatte ich es zu verdanken, daß mein Museum nicht wieder zum gemeinen Vogelscheuchekasten degradiert wurde. Und hätte ich nicht ernstlich versprochen, meinen Kopf und meine Hände mehr bei der Schule und beim Vieh zu haben, die Entdeckung auf dem Estrich hätte mich Knall und Fall die Heldenrolle und das Ehrenamt des Regisseurs gekostet.

Nun konnten wir mit den Proben beginnen. Bald da, bald dort öffnete sich der Muse ein Schopf, wenn auch manchmal ohne die Erlaubnis des Besitzers. So kam es, daß oft ein unerwartetes „Kreuzdonnerwetter“ mitten in unser friedlichstes Spiel fuhr und ein Bauer unter der Türe sichtbar wurde, dessen wütende Gebärde und drohende Mistgabel kein zarter, eher ein deutlicher Wink waren, auf den hin die ganze Schauspieltruppe in wirrem Durcheinander Reißaus nahm.

Bald saßen die Rollen. Der Hauptsache nach hatten wir Leute, welche die ihnen zugemutete Aufgabe opferwillig, mit Fleiß und Verständnis lösten. Den Rösselmann spielte selbstverständlich des Pfarrers Paul, die Bertha von Bruneck einer, dessen Schwester, eine Nähterin, uns versprechen mußte, dem Bruder ein passendes Röcklein in den österreichischen Farben zu richten. Zum Harras hatte ich des Gemeindeammanns „Joggel“ ausersehen, weil ihm sein Onkel, der „Oberbeck“, den alten Fuchs versprochen hatte, mit dem er täglich hausieren

Henri Duvoisin, Genf.

Vorfrühling (1907).
Nach dem Oelgemälde in Bürcher Privatbesitz.

ging. Selbstverständlich ritt auch der Geßler. Leider war er aber nicht der Landvogt meiner Wahl. Anfänglich wollte ich dem Knaben die Rolle Stauffachers zuteilen, die ja in dieser Szene eine nebensächliche ist; aber da hatte ich es mit einem zu tun, in dem schon das Geßlerblut steckte, und wollte ich nicht Roß und Reiter aufs Spiel setzen, so mußte ich ihm die Rolle des Tyrannen lassen. Vor allem war es mir ja des Pferdes wegen. War's auch ein lendenlahmer, sattelweicher Schimmel, mit dem ich den Geßler in Kauf nehmen mußte, es war doch ein Gaul. Schließlich brachte ich denn auch den Landvogt bühnenfertig, wenn es auch manchen Aerger und Streit kostete. Vom Tellen ließ sich „der Herr im Lande" eben nicht gern befehlen und belehren. Schwierigkeiten bereitete noch das Engagement des Knaben Walter. Du lieber Himmel, im Wachstum war ich immer etliche Jahrringe hinter meinen Altersgenossen zurückgeblieben, und so sehr ich mich jenen Winter bei Tische hervorgetan, es half keinen halben Zoll. So war es dann beim Spiel nicht zum verwundern, daß man mich oft mit meinem Knaben verwechselte. Perücke und Bart waren eben zu dieser Zeit in unserm Dorfe noch unbekannte Ausstattungsstücke.

Den Sonntagnachmittag vor Fastnacht benützte ich noch dazu, die besten Spielplätze im Dorfe ausfindig zu machen, sodaß wir dem großen Tage wohlvorbereitet entgegensehen konnten. Die letzte Probe verlief zwar ziemlich bedenklich, und wenn ich nicht im entscheidenden Moment mit jenem Worte Attinghausens Erfolg gehabt hätte: „Seid einig, einig, einig!" unsere Neider hätten am Sonntag im Dorfe verkündet, die Aufführung des „Tell" müsse unterbleiben, weil die Rollen so natürlich einstudiert seien, daß Prügeleien zwischen den Oesterreichern und den Eidgenossen entstehen könnten. Tapfer sekundierte auch „der Pfaff, der Rösselmann", sodaß uns bald der Friede wieder einte.

Der bedeutungsvolle Tag brach an. Die Leute machten große Augen, als wir, ein bunt kostümierter Zug mit zwei Berittenen, durch das Dorf zogen. Erst jetzt fiel es mir auf, daß Bertha zu Fuß neben den zwei Rittern herschritt; sie hätte eigentlich auch reiten sollen.

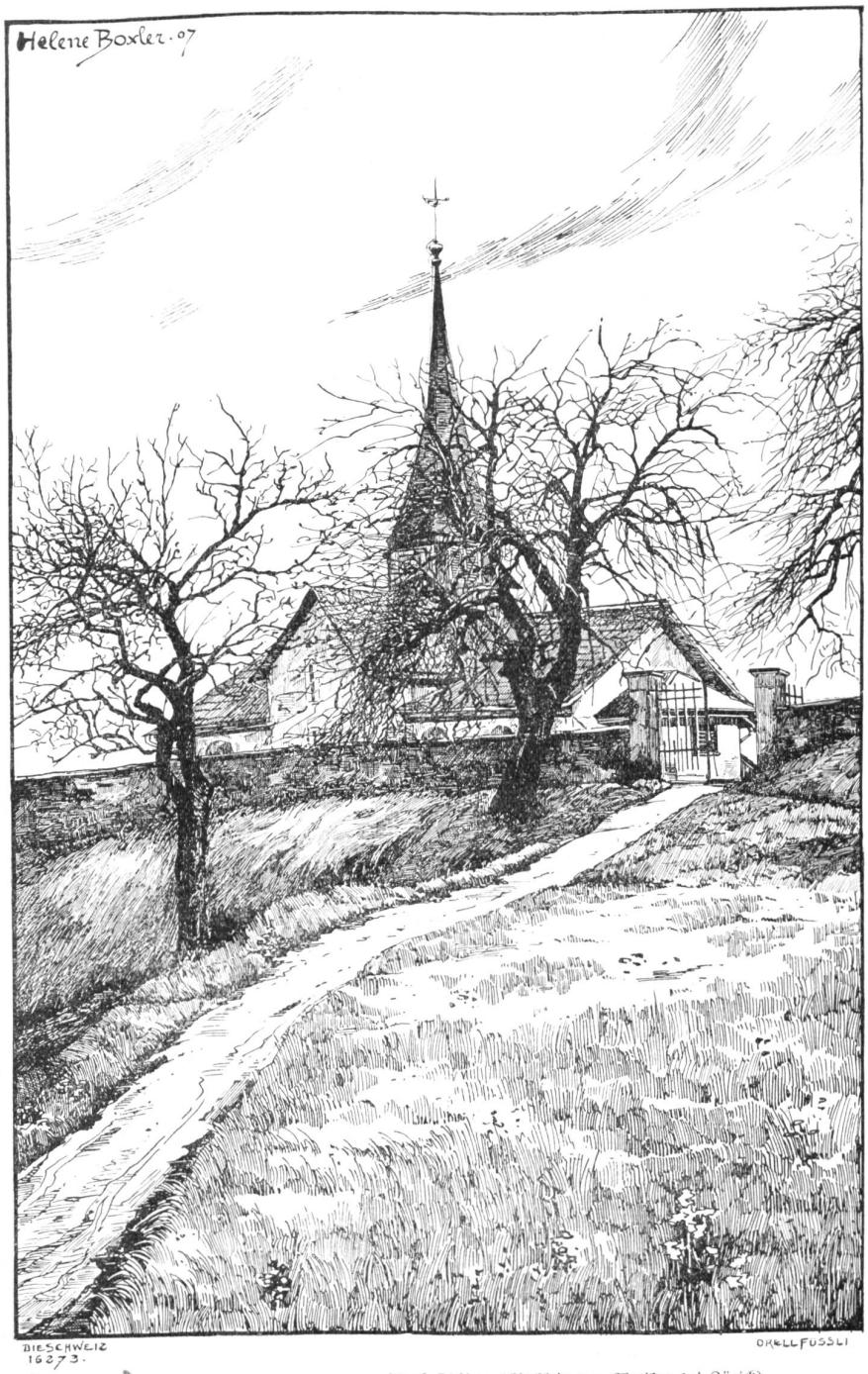
Der Umzug, gleichsam ein stummer Prolog, war berechnet und wirkte. Bald bildete ein wilder Bubenschwarm den Schwanz. Für Reklame war also genügend gesorgt.

Auf dem ersten Spielplatz angekommen, räumten Frießhard und Leuthold vorerst den Platz; Geßler mit seinen Leuten verbarg sich rechts hinter der nächsten Hausecke, ich mit den meinen links. Die Stange mit dem Popanz, dem Sonderbundstschako, wurde aufgestellt, das Zeichen zum Beginn.

„Wir passen auf umsonst . . ."

Aber Frießhards Worte kamen so ängstlich und zaghaft, daß ich beinahe in mir den Tellen vergessen und ihn wütend korrigiert hätte. Der arme Teufel hatte das Lampenfieber, wie die Schauspieler sagen.

Und erst Leuthold! Seine ersten Worte „Nur schlecht Gesindel läßt sich sehen . . ." klangen so weinerlich und feige, daß ich den Jammer heute noch in meinen Ohren höre und, wenn ich beim Jaß schlechte Karten erhalte, in jenem Tone rezitiere. Erst als Melchthild und ich den Plan betraten, kam etwas Mut in die „dienstfert'gen Schurken".



Vorfrühling (Kirchlein von Wytikon bei Zürich).
Nach Federzeichnung von Helene Tobler-Boxler, Zürich-Kaufbeuren.

Die zweite Aufführung ließ sich schon eher sehen und hören.

Nachdem wir unser Dorf abgespielt, wurde auch die Nachbarschaft mit Schillers „Tell" beehrt.

In Haali, nahmen wir uns vor, wollten wir besonders eindrucksvoll spielen, weil dort unser Schulpräsident wohnte, von dem nicht nur ein lobendes Wort, sondern auch etwas Klingendes in die Büchse zu erwarten war. Und richtig, als Frießhard mit der Sammelbüchse umging — wir waren eben beim Wortwechsel zwischen Geßler und Harras — schlug etwas Glänzendes auf dem Steinpflaster auf. Ein Franken! Wir sahen es ganz genau; denn alle hatten unwillkürlich die Köpfe nach jener Richtung gewendet. Es entstand für einen kurzen Moment ein fauler Friede zwischen Freund und Feind, auf allen Gesichtern lag ein leises, dankbares Lächeln, das natürlich dem Franken galt. Dem Lächeln folgte, ebenfalls dem Franken gewidmet, ein allgemeines Gemurmel. Es war in jenem Momente, als ich aufs Haupt des Knaben zielte. Ich, der ich mich für einen Augenblick des schnöden Mammons, des Frankens wegen auch einem Lächeln hingegeben hatte, war nun zornig über mich selbst. Dann das Gemurmel. Wie erlösend wirkte es auf mich ein; denn obwohl es dem Franken galt, mußten es die Zuhörer doch der Entrüstung der Landleute zuschreiben. Ich drücke los; Walter nimmt schnell den vom Pfeil durchbohrten Apfel zwischen den Füßen auf und eilt mir entgegen. Da, was war das?

„Ein Franken ist gefallen!"

kam es unzweideutig aus Stauffachers Mund. Schnell rief Rösselmann:

„Der Knabe lebt!"

um die Worte seines Vorredners zu verwischen. Und als wollten alle den Fehler gut machen, kam es vielstimmig:

„Der Apfel ist gefallen!"

Als wir abzogen, stand der Herr Schulpräsident noch unter dem Fenster, von welchem der verhängnisvolle Franken gefallen war. Der wurde unterwegs aus der Büchse hervorgeholt und kehrte erst wieder in diese zurück, als er durch aller Hände gewandert war.

Einen Franken hatte noch niemand gegeben.

Wir beschlossen, in Hausen, wo keine vermöglichen Leute wohnten, das Spiel zu kürzen. Nachdem Geßler den Apfel auf des Kindes Haupt als Ziel gegeben, sollte ich gleich um Erlassung des Schusses bitten. Es geschah so. Aber unser Geßler, der sein Sprüchlein wohl vor- und rückwärts konnte, fiel kläglich aus der Rolle. Grimmig stierte er mich an und sagte: „Du Chalb!" Das war ein trauriges Fiasko. Gut, daß der eifrige Frießhard mit der Sammelbüchse schon um war. Enttäuschte Gesichter folgten uns, als wir, nachdem mich Geßler mit jener Verlegenheitsphrase auf das Stichwort hatte aufmerksam machen wollen, den Vorhang plötzlich fallen ließen, d. h. sofort abzogen. Einige größere Burschen, welche die Apfelschußszene aus dem Schulbuch kannten, forderten mit Fluchen ihr Geld wieder zurück und drohten uns mit Stecken.

Columbanskirche von Scona, von S.-O. gesehen.

Inzwischen war aber unser Frießhard zum Glück schon aus dem Staube, die ganze Truppe stob ihm nach, und die Burschen, denen unser Kassier einen zu großen Vorsprung hatte, gaben die Verfolgung auf. Selbst Geßler und Harras hatten sich zur Flucht bequemen müssen, wenn auch ihre Gäule ungelenk, wie Sägböcke, ihre morschen Knochen spreizten.

In Merstätten wollten wir die letzte Vorstellung wagen. Bunt und laut rauschten hier die Fastnachtswogen, und die Jugend des Dorfes hatte sich ebenfalls zu einem Unternehmen aufgerafft, das allerdings weit verschieden vom unsrigen war.

In Merstätten nahm schon seit langen Jahren der Karussellbesitzer Koporni Winterquartier mit seinen „dreißig gut dressierten Pferden", wie er jeweils zu inserieren pflegte. Mit diesen Pferdchen und mit Kütschchen hatten nun die Merstätter Buben einen Wagen dekoriert, auf dem Masken aller Art Mummenschanz trieben, und zwei großgehörnte Ochsen zogen das Fuhrwerk, das uns eben entgegenfuhr. Wie dessen Bemannung uns, so erwiesen wir dem eigenartigen Fastnachtgefährt die Referenz und trotteten selbstbewußt weiter; denn bei uns galt es doch einen schönern Preis.

Oben, im Dorf, vor des Friedensrichters Wirtshaus sammelten wir uns zur letzten Aufführung. Doch zum Kuckuck, Bertha und der Rösselmann fehlten. Niemand wollte ihr Verschwinden wahrgenommen haben. Wie wir uns aber umsahen, kaum trauten wir den Augen, da hockten die beiden Arm in Arm rückwärts auf den zwei hintersten Karussell-Rößlein und lachten uns nach. Winken und Rufen war umsonst. Den Berittenen konnte man das Einholen der Abtrünnigen nicht zumuten; ihre Gäule zauderten wie die Schnecken. Weder von den Oesterreichern, noch von den Eidgenossen war jemand zu bewegen, die Pflichtvergessenen zurückzuholen. So mußte ich, der Tell und Regisseur, mich selbst bequemen, noch die Polizei zu spielen. Für die abgeredete letzte Aufführung war es nun zu spät. Auch waren alle spielmüde, der Heimweg nahm uns noch eine halbe Stunde weg, und zudem wollten wir Buben, die wir das Holz zum „Funken" gesammelt hatten, auch dabei sein, wenn es ans Anzünden ging.

So trottete das malerische Trüppchen feldein. Unterwegs machte Frießhard Kassensturz. Er zählte im großen Tschako nicht weniger als 84 Franken. Das war eine Summe, die noch an keinem Fastnachtspiel erreicht worden war. Gleich an jenem Abend wurde beim obligaten Wurstmahl, an dem sich auch die hochwohlgeborenen Herrschaften aus Oesterreichs Adel mit gesegnetem Appetit beteiligten, die Gage ausbezahlt. Sie betrug etliche Franken auf den Spielenden, und wir fühlten uns königlich entschädigt für die Mühe.

Unsere Vorgänger waren geschlagen. Sie mußten den Vorzug unserer Aufführung vor allem aus unsern Einnahmen ersehen, die ja über zwanzig Franken mehr betrugen als letztes Jahr die ihrigen, und in Haali, Hausen und Merstätten, wo wir nicht gar ehrenvoll bestanden hatten, waren sie ja nicht gewesen. — Die nächste Klasse wollte „Geßlers Tod" auf das Fastnachtprogramm setzen. Da aber zu dieser Zeit ein neuer Seelsorger im Dorfe einzog, der ausdrücklich wünschte, daß solche Aufführungen in Zukunft unterbleiben möchten, suchen seither die Burschen ihr Fastnachtvergnügen auch wie die andern unter der Narrenkappe.

Alte Columbanskirchen.

Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Fast dreizehnhundert Jahre sind verflossen, seitdem der Ire Columban, der Apostel der Alamannen, aus der Welt geschieden ist. Sein Festtag wird heute noch in zahlreichen Bistümern und Orden gefeiert, und alt sind die übrigen Spuren seiner Verehrung in unserm Land.

Die irischen Klöster St. Gallen und Disentis hatten besondern Grund St. Columbans zu gedenken. In ersterm stand ein Altar des Heiligen, der bereits anfangs des neun-